

(Nachdruck verboten.)

## Der Vorzugsschüler.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Schluß.)

Er war am Ende der Straße angelangt, bog in die Seitengasse ein, die auf den Kai mündete. Kleiner Müdigkeit lag ihm in den Gliedern, sein Kopf brannte und schmerzte bis zur Bewußtlosigkeit. Die Donau, die ist ein kühles, weiches Bett, da findet man Ruhe und Labung. Nur sie erreichen, nur bis zu ihr hinkommen! Eine dumpfe Angst: „sie mißgönnen mir die Erlösung, sind hinter mir, verfolgen mich,“ jagte ihn vorwärts. Er begann zu laufen, und dabei schien ihm, daß er immer auf demselben Fleck bliebe. Das war fürchterlich, noch einmal einen so argen Kampf mit dem Unüberwindlichen kämpfen zu müssen.

„Wohin? Was sind Sie so eilig?“ sprach eine wohlbekannte Stimme ihn an. Der Hausierer stand vor ihm.

„Du?“ sagte er, „Du Salomon?“

Ein wenig Zeit nahm er sich zum Abschied von dem Armen. Auch der war elend, dem es Seligkeit gewesen wäre, in der Schule zu sitzen, aus der Georg entflohen war, und der auf und ab wandeln mußte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in Staub und Sonnenbrand, und sah so krank aus, und seine schwächliche Gestalt war schon ganz schief vom Tragen des schweren Warenkastens. Ja, ja, wem zu Schweres auferlegt wird, der verkrüppelt. Armer Salomon, den der Wachmann aufscheucht und einzuführen droht, wenn er ganz erschöpft einige Augenblicke auf einer Bank ausruhen möchte. Fort, fort auf müden Füßen in den ausgetretenen, gepflasterten Stiefeln... Georgs Blick glitt über sie hinweg, und plötzlich beugte er sich, zog rasch seine neuen Halbschuhe aus und legte sie auf den Warenkasten.

„Nimm sie, ich brauche sie nicht mehr,“ sprach er und — lachte. Ja, wahrhaftig, Salomon schwor später darauf, daß er gelacht habe, und wie unaussprechlich schmerzvoll dieses Lachen geklungen, kam ihm erst später zum Bewußtsein, nachdem alles vorüber war. Zuerst in seiner freudigen Verblüffung hatte er nur Augen für die schönen, guten Schuhe, die ihm wie aus dem Füllhorn des Glückes zugefallen waren. Als er sich besann, daß Georg seine Schuhe gar nicht verschenken dürfe, und wohl nur einen Spaß mit ihm gemacht habe und er sich umfah und rief: „Junger Herr! junger Herr!“ — drang schon lautes vielstimmiges Geschrei an sein Ohr: „Im Wasser!“ — „Hineingesprungen!“ — „Hilf! Hilf!“ Von allen Seiten stürzten sie herbei, rannten, krochen die steile Böschung hinab, standen mit vorgestreckten Hälsen, Entsetzen oder stumpfsinnige oder abscheuliche Neugier in den Gesichtern, und deuteten: „Dal dort! Siehst ihn?“

Anstalten zur Rettung wurden getroffen — vergeblich. Eine Stromschnelle hatte den schwimmenden Körper erfasst und hauptsächlich an einen Brückenpfeiler geschleudert.

Mit gellenden Beifruhen drängte sich Salomon durch die Menge zum Ufer hin. Die Schuhe hatte er von sich geworfen, streute seine Waren im Laufe achtlos aus... Gott! Gott! Ins Wasser gesprungen — in den Tod gegangen, der, den er bewundert hatte und beneidet, und der immer so gut gegen ihn gewesen war.

Pfanner hatte einen schweren Entschluß gefaßt und ausgeführt. Er war zum Direktor des Gymnasiums gegangen, um Georg seiner Nachsicht zu empfehlen. Vor wenigen Tagen noch würde er einen solchen Schritt für unmöglich gehalten und geglaubt haben, sich und Georg durch ihn zu erniedrigen.

Mit so viel Wärme und Verbindlichkeit, als ihm irgend zu Gebote standen, sprach er die Bitte aus, seinen Sohn nachsichtig zu klassifizieren, wenn der Wursche auch in letzter Zeit etwas nachgelassen habe im Fleiße. Sein Vater bürgte dafür, daß es von nun an besser werden sollte.

„Nachgelassen im Fleiße?“ Das war dem Direktor neu. So viel er wußte, hatte noch keiner der Professoren sich über

Georgs Mangel an Fleiß beklagt. „Ich wäre froh“, sagte er, „wenn ich allen Eltern so Gutes über ihre Söhne sagen könnte, wie Ihnen über Georg. Er ist bei sämtlichen Lehrern vorzüglich angeschrieben, sehr brav und auch durchaus nicht unbegabt“...

„D, das glaub ich!“ warf Pfanner hochfahrend ein.

„Durchaus nicht unbegabt,“ wiederholte der Direktor kühl, „aber auch nicht ungewöhnlich begabt. Ich fürchte, daß Sie zu viel von ihm verlangen, ihm eine größere Leistungsfähigkeit zutrauen, als er besitzt. Wenn Sie ihn zwingen, seine Kräfte zu überspannen, ruinieren Sie ihn.“

Der Offizial kam tief niedergeschlagen ins Bureau. So verlangte er also zu viel von seinem Ruben, so ruinierte er ihn, so sollte Georg nur mittelmäßig begabt sein? Er glaubte es nicht. Diese Schulleute irren so oft. Wie viele, von denen ihre Lehrer nichts gehalten, sind große Männer geworden. Er ging an seine Arbeit, vergrub sich in sie, suchte Rettung in ihr vor dem schweren Drucke, der ihm auf dem Herzen lastete.

Gegen Mittag meldete ihm der Bureaudiener, es sei jemand da, der ihn sprechen wolle. Auf dem Gange erwartete ihn Frau Walcher in einem Zustand furchtbarer Zerstörung. Etwas Entsetzliches sei geschehen, stotterte sie, das Ärgste, das man sich denken könne. Er solle nur gleich mit ihr kommen.

„Was ist das Ärgste?“ fuhr er sie an. „Was ist's mit meinem Ruben?“

Ihre Antwort war eine Gebärde der Verzweiflung.

Dem Diebling des Gymnasiums wurde ein feierliches Leichenbegängnis bereitet. Alle Professoren, alle Schulkameraden beteiligten sich daran. Meister Oberberger folgte dem Zuge, weinend wie ein Kind, und sein Pepi hatte heute allen Hochmut abgetan.

Der Vater schritt in guter Haltung hinter dem Sarge. Jedes Wort, das am Grabe zum Preise seines Sohnes gesprochen wurde, schien ihm wohl zu tun, während die Mutter immer tiefer in sich zusammensank.

„Am besten für sie wär's,“ sagte schwerbekümmert Frau Walcher zu ihrem Manne, „wenn man sie gleich mitbegraben könnt.“

Die zwei Ehepaare traten die Rückfahrt im selben Wagen an. Pfanner und seine Frau wechselten nicht eine Silbe. Einer wich scheu dem Blick des andern aus. Daheim angelangt, gab Agnes den dringenden Bitten der Freundin, zuerst bei ihr einzutreten, nach.

„Da hat sie doch ein paar Stunden Frieden,“ dachte die Getreue.

Als der Abend kam und die gewohnte Pflicht sie rief, ging Agnes mechanisch daran, das Abendbrot zu bereiten. Sie betrat das Zimmer, um die Lampe anzuzünden. Aber Pfanner hatte das schon selbst getan. Die Lampe brannte auf dem Tische, und dort lagen die Bücher und die Mütze, die der Schuldiener zurückgebracht hatte. Vor sich aufgeschlagen hatte Pfanner ein dünnes Büchlein — das Vermögen des Kindes, das guldenweise zusammengespart. Und in der gebrochenen Gestalt, die da saß und die Gegenstände alle betrachtete, drückte eine herzerreißende Trostlosigkeit sich aus. Was ging jetzt vor in dieser Seele!

Agnes kam leise heran.

Die Frau, die er zermalmt und zertreten und zu einer dienenden Maschine herabgewürdigt hatte, fühlte sich in diesem Augenblick als die Größere und Stärkere und, im Vergleiche zu ihm — die Glückliche. Sie durfte ihres Kindes ohne Selbstvorwurf gedenken, von ihr hatte es mit zärtlicher Liebe Abschied genommen.

„Pfanner,“ sprach sie.

Er fuhr auf und starrte sie an mit Entsetzen. Wollte sie Rechenhaft von ihm fordern? Seine Lippen zuckten und zitterten, er brachte keinen Laut hervor. Etwas Greisenhaftes lag in seinen entstellten Zügen.

Da wich der Haß, da schwieg jeder Vorwurf. Sie näherte sich langsam und sagte:

„Du hast ja nur sein Vestes gewollt.“

Ueberrascht in demütiger Dankbarkeit nahm er ihre beiden Hände, legte sein Gesicht hinein und schluchzte.



# Das Glück in Rosen.

Ein Brief von J. P e r e z.

„Du siehst also, mein Liebster, Rosen, nichts als Rosen! Du laufst dem Geslüster der Gräser und dem Gesänge der Nachtigall. Du seist betäubt, sagst Du, vom Dufte der Blumen, und Deine Seele sei nichts als ein leichtes Wölflchen von Rosenbüschen . . .

Und deutlich sehe ich Dich die Straße hinaufgehn; ein Blindler, Lahmer oder irgendetwas anderer Krüppel steht an eine Mauer gelehnt, streckt Dir seine Hand entgegen und bittet ein paar Groschen, um sein Leben zu erhalten . . .

Dein Beutel ist voll, aber Du schenkst ihm nichts. Denn Du siehst den Kummer nicht, Du siehst bloß duftende Rosen, Du hörst kaum das Flehen der Armen, der Gesang der Nachtigall fesselt Dein Ohr . . .

Die Sonne geht unter, müde, bleiche Schatten irren auf der Straße umher . . .

Nachte Kinder der Not betteln um die Pfennige für ein Nachtlager. Kränkelnde Töchter des Glends suchen in der tiefen Finsternis der Gasse den Blick ihrer müden Augen an der zuckenden Flamme ihrer blutenden Seele zu erleuchten. Und der elektrisierende Gestank der Fäulnis steigt, mit dem Schmutz der Gasse vermischt, gen Himmel empor — in Deinem Hirn aber spielen grüne Schatten, in Deiner Brust rieselt ein Silberquell, und Deine Seele . . . sie zerfließt in wohnigen Dufte der Rosen . . .

Und wenn Du hineingehst ins Schlachthaus des Lebens, so hörst Du nicht das Röcheln des Lammes, sein letzter Atemzug streift kaum Dein Ohr, von dem Blute, das eben vergossen, spürst Du kaum den Geruch . . . Was sind Dir Gewalt, Gerechtigkeit und Mord, Du denkst an Deine Rosen, ihr Duft hält Dich gefangen, das Lied der Nachtigall, so schwärmerisch, so jäh . . . Und wenn Du ein Krankenhaus betrittst, um einen Kranken zu besuchen, so siehst Du nicht den Schmerz, Du hörst nicht das Gejöh, Dein Auge wird nicht feucht — Dein Herz erhebt nicht — Du siehst nichts als Rosen; das Blumen-geflüster, das Gemurmel der Gräser, das Vogelgezwitscher, das macht Dich frohlocken . . .

Und wenn du ein Gefängnis . . .  
Ach, dorthin kommst Du nie. Die Rosen, die begehen keine Verbrechen. . . Der Liebesgesang der Nachtigall ist kein Vergehen. Du schaust den Tag im Sonnenglanze. Die Finsternis, die tennst Du nicht . . .

Leise rauschten die Bäume um Deine Wiege. Du warst der erste Mensch im Garten des Paradieses. . .

Ein kleines Häuschen mit offener Pforte für jede himmlische Musik . . .

Schönheit und Liebe wohnten im Häuschen, Schönheit und innige Liebe . . .

Ohne Leiden, ohne Schmerz, ohne Seele, ohne Streben, die gewaltige Unendlichkeit zu enträtseln, die das Häuschen eingelullt, warst Du . . .

Von den wilden Stürmen des Lebens hat das Häuschen nichts vernommen . . .

Die Blumen ringsum, sie wellen nicht, es ist die Liebe, die sie schon, alles blüht in Ewigkeit, kennt kein Verdorren, keine Zeit . . .

Und Du lebst glücklich, das Dasein preisend, von Schmerz und Leid fast nicht berührt . . .

Du hast wohl das Meer geschaut, nicht aber den Sturm . . .

Nie einen erschellten Kahn auf hochbeweger See . . .

Du bist glücklich, mein Freund, aber ich — ich beneide Dich nicht . . .

## Die Tiroler Volkserhebung im Jahre 1809.

II.

Als eine Tiroler Deputation den König Max Josef von Bayern in München besuchte, gab der mit der bekannten Vorkonvention das Versprechen, an der alttiroler Verfassung solle kein Jota geändert werden. Uebrigens war Max Josef durch den Vertrag von Preßburg zu dieser Verheißung einigermaßen verpflichtet, denn der Vertrag gab dem neuen Besitzer dieselben Rechte, die der österreichische Landesherren in Tirol besessen hatte — und keine anderen.

Aber konnte Max Josef dies Versprechen geben und halten?

Zunächst ist zu bedenken, daß Tirol als bairische Provinz etwas ganz anderes war wie als österreichische. Oesterreich-Ungarn war Großstaat und als Teil dieses Großstaates war Tirol ein verhältnismäßig kleiner Posten. Die Hofburg konnte es riskieren, dem Land Tirol ein politisches Sonderleben zu lassen; das Gewicht des Gesamtstaates war noch immer groß genug, die tirolische Selbstständigkeit zu balancieren. Anders Tirol in Bayern. Bayern war Mittelstaat und Tirol nicht weniger als — bevölkerungsstatistisch gesprochen — ein Fünftel des Königreiches. Es schien den Münchener Regierungsmännern — und nicht ohne Grund — nicht ganz ungeschicklich, diesen verhältnismäßig großen Bruchteil Bayerns ein staatliches Eigenleben zu belassen, wie es in der alttiroler Verfassung enthalten war. Das Königreich Bayern

war jung, war aus den verschiedenartigsten Provinzen zusammengeflückt, die vom Main bis zum Elna reichten. Kurzum, die bayerische Regierung war bestrebt, den Zug der Einheitlichkeit in das Provinzenbüchel hineinzubringen, das Königreich Bayern hieß. Befand man sich doch überdies in einem Zeitalter, das sich bewußt gegen die jammervolle Kleinstaaterei der Vorzeit erhob. Und war doch in Bayern ein Minister, der das Prinzip des rationell zentralisierten Staatsbetriebes mit persönlicher Leidenschaft vertrat: der Minister Montgelas.

Aber die eigenen Bedürfnisse Bayerns waren dabei nicht einmal maßgebend. Bayern stand ja im Bundesverhältnis zum französischen Kaiserstaat. Das Bundesverhältnis, das 1805 zum ersten Male erprobt ward, wurde von Napoleon im Sommer 1806 in ein dauerndes Allianzverhältnis verwandelt: in der Art nämlich, daß Napoleon die süd- und westdeutschen Fürsten ihrem Oberhaupt, dem — damals in Wien residierenden, habsburgischen — deutschen Kaiser entriß, sie zu einem engen völkerrrechtlichen Verein, dem sogenannten Rheinbund, zusammenschweißte und sich selbst zum Protektor dieses Bundes machte. Für den Schutz, den Napoleon dem Rheinbund gewährte, erwartete und erhielt er jede, namentlich die militärische Hilfe der Bundesfürsten; in seinen zahlreichen Kriegen hatte er stets deutsche Korps in Menge zur Verfügung. Sollten die Rheinbundstaaten zum Vorteil Napoleons funktionieren, so mußte Napoleon danach trachten, daß auch die Zivilverwaltung der Rheinbundstaaten — zu denen natürlich Bayern, und zwar als größter Vasallenstaat gehörte — dem Einfluß des französischen Imperialismus erreichbar sei. Napoleons eigener Staat, der französische, hatte eine streng zentralisierte, im Willen des Monarchen zusammengefaßte, nach unten bürokratisch weitverzweigte Verwaltung. Die französische Staatsverwaltung wurde zum Vorbild für die rheinbündlerischen Verwaltungen. Schon von dieser Seite her wäre Bayern genötigt gewesen, zentralisierend, bürokratisch, absolutistisch in Tirol zu wirtschaften, die tirolische Selbstverwaltung anzugreifen. Soldaten aus Tirol herauszuholen, das Land steuerpolitisch auszupressen, die Tiroler öffentlichen Angelegenheiten mit dem mechanischen Apparat einer vom Monarchen und seinem Premier her orientierten Bureaucratie zu erledigen — während der Monarch selber seine letzten Direktiven vom Souverän des europäischen Kontinents empfing: das war die Politik, die Bayern wohl oder übel gegen Tirol ins Werk setzen mußte — das war die Politik, die in den Verhältnissen der Zeit selber ruhte. Und wenn wir noch einmal bis ins Letzte dringen, so erkennen wir wiederholend, daß Napoleon selbst durch die Vorstöße des englischen Kapitalismus gezwungen war, seine Machtmittel im Sinne der Militärdiktatur, des kontinentalen Imperialismus zu zentralisieren und zu disziplinieren.

Was tat nun Bayern? Von vier Seiten drang es in die alttiroler Selbstverwaltung ein. Es griff tief in das Wirtschaftsleben des Landes hinein, tief in das tirolische Steuer- und Verfassungsweesen, tief in die tirolische Wehr- und in die tirolische Kirchenverfassung.

Unter den wirtschaftlichen Maßregeln der bayerischen Regierung hatte keine so tief einschneidende Bedeutung wie die **Währungsreform**, die alsbald nach der Annexion ins Leben trat. In Tirol war von österreichischer Zeit her eine Unmasse österreichischen Papiergeldes im Umlauf. Papiergeld hat bekanntlich den Wert einer Anweisung auf gutes Metallgeld und wird — unter gefundenen Verhältnissen — zur Erleichterung des Verkehrs mit großen Summen und — unter ungesunden Verhältnissen — als Ersatz für mangelndes Metallgeld ausgegeben. Das österreichische Papiergeld überstieg — wenigstens in der Zeit der Koalitionskriege — den Edelmetallvorrat, auf den solides Papiergeld doch stets gegründet sein soll, ganz erheblich. Die Kriege hatten viel gelöst und natürlich nicht das Papier, sondern das Edelmetall aus dem Lande herausgezogen. Um die Zeit des Preßburger Friedens, also in dem für Oesterreich so schweren Jahre 1805, stand das österreichische Papiergeld auf einem Drittel seines Nennwertes: Oesterreichs Edelmetallvorräte waren zusammen geschmolzen und der Kredit des vielfach besiegten Landes war sehr klein. Es begreift sich, daß Bayern innerhalb seiner Grenzen das nahezu wertlose österreichische Papiergeld nicht leiden wollte. Daher erging bald nach der Annexion Tirols eine Verordnung, wonach das österreichische Papiergeld vom 1. Juli 1806 ab in Bayern — mithin auch in Tirol — jede Geltung verliere. Bis dahin aber sollten die bayerischen Kassen die österreichischen Bankzettel zu einem leidlichen Kurs einlösen. Eilig trugen nun die Tiroler ihre Zettel zu den öffentlichen Kassen — aber es stellte sich die fatale Tatsache heraus, daß die bayerischen Kassen selber nicht genug Barvorrat besaßen, um die zahllosen Scheine einzulösen. Die Folge war eine Finanzpanik und ein neuer Kurssturz, der dadurch noch unermesslicher wurde, daß lumpiges Gesindel von Agioturen gefälschte Noten auf den Markt brachte und damit auch das Ansehen der echten gefährdete — ganz abgesehen davon, daß diese neue — unreele — Vermehrung der Zettel wertmindernd wirkte. Dieselben Agioteurs erboten sich, die Zettel zu einem lächerlichen Kurs einzulösen: ein Zettelgulden galt endlich achtzehn Kreuzer. In dieser Valutareform ging ein volles Drittel des Tiroler Nationalvermögens einfach unter. Man kann sich denken, daß damit ganze Familien ruiniert waren und daß Tirol viel zu erbittert war, um der bayerischen Regierung ihre gute Absicht zu quittieren, viel zu erbittert auch, dessen eingedenk zu sein, daß die bayerische Regierung die ihr von Napoleon angewiesene



Kriegskontribution von 1805 im Betrage von 9 000 000 Gulden den Tirolern erlassen hatte.

Zweifellos spielte bei dieser Erbitterung noch ein verfassungsmäßig Argument eine große Rolle, von dem wir insbesondere zu reden haben. Die wirtschaftspolitische und steuerpolitische Gesetzgebung erfolgte in Tirols bayerischer Zeit nicht etwa, wie gewohnt, unter Mitwirkung des Landtages, sondern gegen alle Ueberlieferung, gegen den Freyhurger Traktat, gegen das ausdrückliche Wort eines Königs — naive Leute halten ja ein Königswort für unverbrüchlich — im Verordnungsweg. Im Verordnungsweg erfolgte das Gesetz über die Kopfsteuer, deren Rohertrag auf 330 000 Gulden angeschlagen wurde. Im Verordnungsweg erfolgten alle anderen neuen Tiroler Steuergesetze: das Stempelsteuergesetz — von dem Tirol wegen eines bezahlten Privilegs übrigens ganz besonders hätte verschont bleiben müssen —, die Erhöhung der Bemalze, der Fleischaufsatz, die Erhöhung der Grundsteuer — und wie die neuen Steuern oder Erhöhungen alle hießen. Im Verordnungsweg ward dem Tiroler Landtag Einhebung wie Verwaltung jeglicher Steuer und — im Zusammenhang damit — die Ausschreibung der Steuerziele sowie die Anstellung der Steuerbeamten verboten. Im Verordnungsweg wurde Tirol in bayerische Verwaltungsbezirke eingeteilt, in denen alsbald eine landesfremde Bureaukratie amtliche Funktionen ausübte — im Verordnungsweg ging Montgelas über alle Sonderrechte des Landes und deren Garantien hinweg. War die Steuererhebung schon um ihres Inhaltes willen verhaßt, so natürlich auch, und nicht weniger, um des verfassungswidrigen Charakters der Einführung willen. Dazu kam nun noch eine äußerst verhaßte Eintreibungsart. Die Steuerbeamten erhielten wie die Justizbeamten Provisionen aus den öffentlichen Einnahmen: so sollte die Bureaukratie zu einem schneidigen Vorgehen gegen die neue Provinz erzogen werden.

Wie Bayern Napoleon hauptsächlich militärische Vasallendienste zu leisten hatte, so trachtete Bayern danach, aus Tirol Rekruten herauszuholen. Es sah das Mittel hierzu in der Militärkonfiskation, das heißt der zwangsweisen Aushebung jedes hundertzwanzigsten Tirolers zu sechsjährigem Dienst in Friedenszeiten. Die Tiroler wehrten sich wütend gegen diese — natürlich gleichfalls unter Mißachtung des Landtags und seiner Rechte geschaffene — Einrichtung; sie wehrten sich mit dem Erfolg, daß die Konfiskation größtenteils mißlang und die Aushebungs-kommandos mit blutigen Köpfen weitergingen. Noch größer war aber das Fiasko, das Bayern auf dem Gebiet der Kirchenpolitik erlebte. Montgelas, der den geistreichen Jüngling der französischen Revolution zu spielen liebte, wiewohl er im Herzen ein krasser Absolutist in der Art Friedrichs II. und Josefs II. gewesen ist, hatte von der Revolution jedenfalls etwas gelernt: den Kulturkampf. Montgelas gedachte den Klerus Bayerns in eine Rutten- und Soutanenpolizei zu verwandeln, die, in Unabhängigkeit vom Papste und unbedingt der weltlichen Landesregierung untertan, das Volk moralisch im Zaum halte. Deshalb — keineswegs etwa von bloßem idealen Aufklärungsbedürfnis — kamen jene bayerischen Verordnungen, die auch Tirol betrafen und die bestimmten: künftig werde der König an Stelle des Bischofs den Pfarrer, und an Stelle des Papstes den Bischof ernennen, — künftig werde jeder Priester eine Staatsprüfung ablegen, — künftig werde die Regierung direkt den Seelsorgern Befehle erteilen, ohne den Instanzenweg über die bischöflichen Ordinariate einzuhalten, — künftig werde überhaupt jeder Konfuzierte jeder Regierungsmaßnahme bedingungslos parieren. In albernem Ueberreifer ging die bayerische Regierung selbst soweit, sogar kultische Einrichtungen wie die poesievolle Christmette der heiligen Witternacht abzuschaffen und was dergleichen Brutalitäten mehr waren. Im Heimattale Hofers standen Soldaten Gewehr bei Fuß neben dem Altar und unter der Kanzel, um einen der kirchenpolitischen Opposition verdächtigen Priester während des Gottesdienstes zu überwachen. Die Bischöfe von Chur und Trient, die sich gegen die bayerische Kirchenpolitik zur Wehr setzten, wurden deportiert. Zahlreiche Klöster, in denen sich der Widerstand gegen die Bureaukratisierung des Klerus und gegen die „Nationalisierung“ des Kultus zu sammeln schien, wurden unter den brutalsten Formen militärisch aufgehoben. Das Volk war wütend.

So waren die Voraussetzungen des Aufstandes wahrlich gegeben. Unter der Parole „Für Kaiser Franz und die katholische Kirche“ zog man in jenen Krieg, in dem die demokratische Miliz der Tiroler so glänzende Proben kriegerischer Travour und Intelligenz gegeben hat. Wir wollen diesen Krieg hier nicht beschreiben. Wichtiger ist es, hervorzuheben, daß jene Parole eine Selbsttäuschung der Tiroler enthielt, die wir als Beobachter aus einer späteren Zeit wahrhaftig nicht zu unterstützen brauchen. Nicht wegen des Kaisers — der, wie wir sahen, in Tirol wenig zu sagen hatte —, nicht wegen der gemäßigten Bischöfe und der Beeinträchtigung manches heillosen Aberglaubens zog der Tiroler Bauer in den Krieg. Das geheime Motiv, das, so unbewußt es gewesen sein mag, doch den Ausschlag gab, war dies: es handelte sich um die Verteidigung demokratischer Einrichtungen, um die Rettung des Rechtes auf politische Selbstbestimmung, um den demokratischen Protest eines an die Freiheit gewöhnten Bauernvolkes gegen Bureaukratismus und Absolutismus und Polizeiliberalismus. Die königlich-kaiserliche Habsburger-Begeisterung war nur

die Einleitung für diese wahrhaft treibende Kraft: den demokratischen Instinkt dieses Kleinbauernvolkes, den es anderes nicht zu formulieren wußte. Habsburg — das war für die Tiroler der geschichtlich bewährte Begriff der Freiheit. Bayern — das hieß Unfreiheit.

So stellt sich das objektive Verhältnis Tirols zur französischen Revolution auch ganz anders dar. Die französische Revolution war in der Hauptsache die Vernichtung des Feudalismus. Gab es in Tirol einen Feudalismus? Die Frage wurde beantwortet. Tirol konnte sich also gar nicht vorstellen, was die Revolution ihm bringen könne. Es sah höchstens den Kulturkampf der Revolution — und sah die Bedrohung der habsburgischen Monarchie, die den Tirolern als eine Garantie der Tiroler Freiheit galt. Stand also Tirol auch äußerlich auf der Gegenseite der Revolution — der Krieg von 1809, den die Tiroler führten, war in seinem Geiste der Revolution verwandt, denn er war trotz aller naiven, irreführenden Eitelkeiten ein Kampf für die Idee der Demokratie — ein Kampf um die politische Selbstbestimmung des Volkes.

Volkskraft mobilisierte sich dort und damals gegen Absolutismus und Bureaukratie. Wir können uns einen derartigen Kampf als etwas Bemühteres, Freiieres denken — aber wir müssen die Demokratie auch da erkennen und achten, wo sie als Unbewußtes, als ge-trübter und irgeleiteter Instinkt erscheint.

Wer ist nicht überwältigt von der Kraft, mit der sich Tirol 1809 selber organisierte? Glauben wir doch nicht an die Hoferlegende. Hofer war ein Wiedermann, eine Figur, ein Symbol, ein anerkannter Landsmann — die „Vundeslabe“ der Tiroler, wie Hornmahr gesagt hat. Militärisch und als Zivil-administrator hat er faktisch so gut wie nichts bedeutet. Das Große an jenem Kriege ist gerade die Führerlosigkeit — der zielsichere Masseninstinkt. Er hat die Schlachten gewonnen. Dort war jeder ein Führer — und keiner. Hofer ist ein waderer Mann gewesen und wir wollen ihm nicht um seiner Beschränktheit willen den Ruhm eines heldenhaften Todes rauben. Aber diesen Tod sind viele außer ihm gestorben, von denen die Geschichte mit demselben Rechte spräche.

Wilhelm Gaujenstein.

## Das Nahen des Halleyschen Kometen.

Die Astronomen freuen sich auf die Wiederkehr des Halleyschen Kometen wie auf den Besuch eines alten Bekannten und das ist er auch wirklich. Kein Komet, nicht einmal weit strahlendere Erscheinungen unter dieser Art von Gestirnen, kann mit diesem an Berühmtheit wetteifern. Knüpft sich doch an diesen Kometen die erste Bahnbestimmung und damit überhaupt der Beginn der Aufklärung über diese merkwürdigen Himmelskörper. Edmund Halley, nach dem er den Namen trägt, hatte im Jahre 1705 die Bahn der auffallenden Kometen berechnet, die in den Jahren 1682, 1697 und 1758 beobachtet worden waren. Er erkannte alsbald die Ähnlichkeit der Bahnen dieser drei Kometen und zog daraus den Schluß, daß es sich überhaupt nicht um drei verschiedene Gestirne, sondern um die dreimalige Wiederkehr desselben Körpers handelte. Es war dann eine fast selbstverständliche weitere Folgerung, daß der Komet im Jahre 1758 wiederkehren würde. Halley hätte das Alter von 100 Jahren überschreiten müssen, um diesen Zeitpunkt selbst zu erleben, und da er somit darauf nicht rechnen konnte, so forderte er von der Nachwelt, sie solle wenigstens nicht vergessen, daß diese Tat von einem Engländer vollbracht worden sei. Die Prophezeiung Halleys ging pünktlich in Erfüllung, und der Komet wurde fortan nach ihm genannt, damit seiner stolzen Forderung Genüge geschehe. Es ist nun die Frage, was wir von der Wiederkehr des Halleyschen Kometen zu erwarten haben. Man kann wohl sagen, daß die Menschheit, soweit sie nicht entweder ganz gleichgültig oder in Aberglauben befangen ist, nach der Erscheinung eines großen Kometen hungert, denn es leben heute nur verhältnismäßig wenige, die einen solchen gesehen haben. Die letzten Jahrzehnte sind auffällig arm daran gewesen, und was an sichtbaren Kometen bezeichnet und tatsächlich beobachtet worden ist, war so geringfügig, daß man es ebenso wohl für ein kleines leuchtendes Dunstwölkchen hätte halten können. Was wir uns wünschen, ist ein solcher Komet, wie er noch vom Jahre 1000 in der Chronik und Sage fortlebt, der als „Schürhute“ Gottes einen großen Teil des Himmels bedeckte und mit seinem rötlichen Licht die Nacht erhelle. Dr. Hind stellte schon vor mehr als einem halben Jahrhundert die früheren Erscheinungen des Halleyschen Kometen bis zum Jahre 12 v. Chr. Geburt fest, und spätere Nachforschungen haben seine Ergebnisse im allgemeinen nur bestätigen können, aber eine noch frühere Erscheinung im Jahre 240 v. Chr. hinzugefügt. Die Umlaufzeit ist in diesen zwei Jahrtausenden nicht immer die gleiche gewesen, sondern hat infolge der von den Planeten ausgeübten Störungen zwischen etwa 75 und fast 79½ Jahren geschwankt. Auch die Unregelmäßigkeit des Kometen ist sehr verschieden gewesen. Wenn wir die Nachrichten seit den Zeiten Halleys rückwärts verfolgen, so wurde im Jahr 1682 der Komet am Abend des 15. August zuerst in Greenwich entdeckt, und zwar sofort als ein deutlich sichtbarer



Himmelskörper mit einem langen Schweif, der sich aber von Nacht zu Nacht veränderte. Im Jahre 1607 soll er einem flammenden Schwerte von 7 Grad Länge geglichen haben. Im Jahre 1456 maß der Schweif nach der Ueberlieferung volle 60 Himmelsgrade, bedeckte also ein volles Drittel der Himmelskugel. Weiter zurück besagen die Aufzeichnungen folgendes: Im Jahre 1301 ein großer Komet mit hellem und ausgedehntem Schweif; 1145 ein sehr großer Komet mit einem Schweif von mehr als 10 Graden; 1066 ein sehr schöner Komet mit einem Schweif von wundervoller Länge; 760 ein großer glänzender Baum, der 30 Tage lang beobachtet wurde; 530 ein großer Komet am westlichen Himmel; 218 ein „fürchterlicher Stern“ mit einem von West nach Ost reichenden Schweif; im Jahre 11 v. Chr. ein großer Komet, der gleich einem flammenden Schwert mehrere Wochen lang über Rom hing und den Tod des Agrippa ankündigte. — Das Klingt ja nun alles recht großartig, es ist aber in dieser Liste zweierlei nicht zu übersehen, was die Erwartungen schon etwas herabzustimmen geeignet ist. Zunächst sind Lücken zwischen den genannten Zahlen, die man sich wohl doch nur dadurch erklären kann, daß manche Wiederkehr des Kometen nicht besonders erwähnenswert ausgefallen ist. Außerdem klingen auch die Nachrichten nicht immer gleich bedeutsam und lassen auf erhebliche Unterschiede in dem Glanz der Erscheinung schließen. Der hervorragende Astronom Professor Denning hat sich jetzt in einem für die Wochenschrift „Englisch Mechanic“ verfaßten Aufsatz mit jener Frage beschäftigt, was für diesmal vom Halleischen Kometen zu erwarten sein möchte. Er nähert sich jetzt der Erde täglich um etwa vier Millionen Kilometer, und damit nimmt die Wahrscheinlichkeit seiner Wiederentdeckung schnell zu, da sich seine Helligkeit in der Verringerung seines Abstandes von der Sonne steigern muß. Außerdem sind die Hilfsmittel des Astronomen seit dem letzten Besuch des Kometen derart vervollkommen worden, daß seine Auffindung auch dadurch weit leichter sein wird als damals. Nun haben aber die Kometen Damen wie kein anderer Himmelskörper und sind unzuverlässig wie alle Vagabunden, zu denen sie von Rechts wegen gerechnet werden. Eine genaue Voraussage ihrer Wiederkehr ist daher auch nicht möglich, und Halle hatte trotz seiner genialen Leistung außerdem noch ziemliches Glück, daß ihm sein Komet den Gefallen tat, seine Prophezeiung so pünktlich zu rechtfertigen. Man sollte allerdings annehmen, daß er schon im September möglicherweise oder im Oktober sehr wahrscheinlich wieder aufgefunden wird, denn seine Entfernung wird Anfang September nur noch 550 und Ende Oktober gar nur noch 200 Millionen Kilometer betragen. Die Astronomen zweifeln auch kaum daran, daß er kommen und daß er für das Jahr 1910 der Hauptanziehungspunkt der Himmelskunde wird. Zwar wird er wohl auch einige Nebenbuhler haben, aber es gibt eben nur einen Halleischen Kometen, und schon um seiner Verühmtheit und Ehrwürdigkeit halber wird es sich kein Astronom nehmen lassen, ihm einen größeren oder geringeren Grad von Aufmerksamkeit zuzuwenden. Außerdem könnte es ja wohl auch geschehen, daß ihnen ein „krasser Dufider“ zuvor käme wie im Jahre 1758, als am Weihnachtsabend ein Liebhaber, Georg Palitsch in Dresden, einen Kometen aufgriff, nach dem die zünftigen Astronomen schon längere Zeit gefahndet hatten. Professor Denning, dieser kundige Gelehrte, hält es für ganz gut möglich, daß gleichzeitig mit dem Halleischen Kometen auch ein Palitsch im 20. Jahrhundert seine Wiedergeburt feiern könnte. Also auf, ihr Amateure! — Immerhin ist es wahrscheinlich, daß der Komet noch früher auf einer photographischen Platte als auf direktem Wege vor das menschliche Auge gelangen wird. Mit Fernrohren, die weniger als 30 Centimeter Oeffnung haben, nach dem Kometen suchen zu wollen, würde jedenfalls nutzlos sein. Ob der Komet ein wirklich glänzendes Schauspiel darbieten wird oder nicht, darüber erlaubt sich Professor Denning kein Urteil, sondern er sagt einfach: Abwarten! — In der Zeit seiner größten Helligkeit wird seine Stellung gerade für die nördliche Halbkugel leider recht ungünstig sein. Wenn er dann etwas aus dem Banne der Sonne herausgekommen ist, muß seine Helligkeit wieder rasch abnehmen. Für einige Nächte aber wird er vielleicht doch eine „Attraktion“ werden, und einige Leute werden wohl auch noch am Leben sein, die ihn im Jahre 1835 als Kinder schon bewundert hatten und nun ein Wiedersehen mit ihm feiern können. Es liegen auch Anzeichen dafür vor, daß der Komet im Sterben begriffen ist, das heißt, sich mehr und mehr in einen Ring von Meteoriten auflöst. Da aber die Meteorite, die dieser Zerlegung zugeschrieben werden, in den letzten Jahren keine Zunahme gezeigt haben, scheint der Komet einen langsamen Tod zu erleiden.

## Kleines feuilleton.

### Literarisches.

„Sein zur Scholle“, Roman von Maximilian Böttcher (Grethe u. Co., Leipzig). Im Verein „Neue freie Volksbühne“ gelangte Anfangs März dieses Jahres ein soziales Bergmannsdrama „Schlagende Wetter“ zur Aufführung — und zwar mit starkem, nachhaltigem Erfolg. Jetzt zeigt sich uns desselben Autors Talent von einer neuen Seite. Böttcher wandelt mit diesem Roman auf Wilhelm von Polenz' Spuren. Das ist aber nicht so zu verstehen, als ob er

ein Nachahmer wäre. Was Polenz' Stärke ausmacht: seine vorzügliche Kenntnis vom Lausitzer Land und Volk, seine schwärmerische Liebe zur Scholle, das scheint auch Maximilian Böttcher für sich zu haben. Die Mark, nördlich von Berlin ist ihm sehr wohl vertraut. Dort spielt die Handlung dieses Romans, zwischen fruchtträglichen Wäldern und Wäldern. Angelpunkt des Ganzen bildet eine adlige Gutsfamilie, und in ihr wieder Vater und Sohn. Der Konflikt ist seit Turgenjeff in der Literatur nicht neu; er ist es aber in diesem speziellen Falle. Dietrich von Eckardt junior wird nicht, wie sein Vater, nebst vielen anderen Großagrariern, ein Genüßling, der vom Sattel des Kavallerieoffiziers durch aufgebrungene Heirat widerwillig an die Scholle gebannt wurde und daher zu ihr weder Liebe noch Anpassungsfähigkeit verriät. In ihm lautern sich alle Charaktereigenschaften des Vaters, die diesen in den Abgrund führen, zu einem neuen Menschentum empor, das Kraft aus der Aderkrume empfängt. Böttcher vertritt den Gedanken, das Volk wieder auf dem Lande sesshaft zu machen. Er erblickt das Allheilmittel in der freiwilligen Aufteilung des Großgrundbesitzes. Wenn jeder Agrarier seine Arbeiterschaft nicht bloß am Reingewinn beteilige, sondern ihr auch ein Häuschen nebst einem Stück Landes als Eigenbesitz abtrete, dann würde der Fluß des ländlichen Arbeiterproletariats nach den großstädtischen Industriezentren am wirksamsten vorgebeugt werden. Solch' einen Musterbetrieb läßt er seinen Haupthelden, den jungen Dietrich von Eckardt, mit vollem Gelingen einführen. Der Schluß des Romans klingt aus in einem Hymnus auf das neue Heil, das der Nation von der Aderscholle kommen werde. „Die Städte, die jahrhundertlang das Blut und die Kraft des ganzen Volkes aufgesogen hatten, verödeten mehr und mehr, und im gewaltigen, nimmer zu hemmenden Bogenangriff strömten ihre Bewohner zurück zur Allmutter Erde, wieder Kraft zu trinken aus ihrer nähernden Brüste unerschöpflichem Quell. Nicht mehr schlangen körperlich verkommene Automaten den Hebel der Maschinen, nicht mehr drückten geistig verkommene Automaten die Pflugshare in den Boden. Nicht mehr kroch beschämende Dienerebnut vor beschämendem Herrenstolz, denn alle lebten in der Freiheit, im Wohlstand und in der Gleichheit. Alle waren stark, zweckbewußte, glückliche Menschen, bereit, in freudiger Gemeinsamkeit eine nie geahnte Kulturhöhe zu erklimmen. Und kein einziger war da, der da klagen konnte, daß die friedliche Umwandlung ihm unheilbare Wunden geschlagen hätte“ . . .

In Preußen sehen wir das gerade Gegenteil von dem, was Böttcher anstrebt. Unsere Junker gehen ja seit je auf Zertrümmerung des Kleinbäuerlichen Besitztums aus. Und die preussische Regierung leistet diesen Hamsterbestrebungen noch dadurch Vorschub, daß sie z. B. die Fideikommissionen zu vermehren trachtet. Wo ist ein Großagrarier, der im Böttcherschen Sinne „ein Fesler durch aufopfern, das Eigentum wohl verleugnende Tat“ zu werden versprache? Von dieser Rehrseite betrachtet, erscheint der Roman als eine Utopie.

Böttcher ist ein starker Gestalter. Gute Komposition, liebevolle Charakterzeichnung der Personen, die aktiv oder passiv an der Handlung beteiligt sind, stimmungsvolle Milieuschilderung und geschlossene Darstellung des Ganzen in warmblütiger, oft gedankenreicher Sprache sichern dem Roman jedenfalls seine Stellung.

E. K.

### Technisches.

Das Heber-Varometer. Die Wissenschaft macht die denkbar größten Ansprüche an die Genauigkeit jeder Messung. Der Privatmann, der ein Varometer in seinem Zimmer hängen hat, begnügt sich damit, dessen Schwankungen festzustellen, und wenn der absolute Varometerstand abgelesen werden soll, so hält man es schon für sehr gewissenhaft, ihn auf ein Millimeter abzulesen. Anders der Physiker und Meteorologe. Die Witterungskunde will den Stand des Luftdrucks wenigstens auf Zehntel Millimeter kennen, und der Physiker geht für seine Zwecke noch weiter. Eine bisher unerhörte Verbollkommung in der Ermittlung von Luftdruckschwankungen stellt freilich ein von Dr. Goldschmidt in Brüssel erfundenes, der dortigen Akademie vorgelegtes Verfahren dar, das mit elektrischen Mitteln arbeitet und den zehntausendsten Teil eines Millimeters am Varometer abzulesen gestattet. Um einen solchen Erfolg zu erzielen, ist es selbsterständlich auch notwendig, das Varometer an einem Platz aufzustellen, der vor Erschütterungen geschützt ist, falls nicht gerade deren Einwirkung gemessen werden soll. Die elektrische Vorrichtung gewährt außerdem die Möglichkeit, die Ablebung in beliebiger Entfernung vom Aufstellungsort des Varometers vorzunehmen, und zwar durch die Beobachtung eines Galvanometers, indem sich die Schwankungen der Quecksilbersäule auf den Stromkreis übertragen. Die Veränderungen des elektrischen Widerstandes im Stromkreis erfolgen also gleichmäßig mit den Schwankungen des Luftdrucks und geben diesen gewissermaßen in vergrößertem Maßstab wieder. Es wird nicht weiter wundernehmen, daß ein so empfindlicher Apparat zum Beispiel die Luftdruckschwankungen, die beim Gewitter infolge der elektrischen Entladungen eintreten, festzustellen gestattet, da sie sich in plötzlichen und erheblichen Schwankungen der Nadel des Galvanometers kund geben. Es ist sehr die Frage, ob der Apparat nicht zu empfindlich ist und dem Forscher manche Mängel aufgeben wird, indem er auch ohne erkennbare Ursachen Bewegungen ausführt.